Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 35 (1895)
Heft: 35

Artikel: Jakob Christoph Scherb, Dr. der Medizin, zu Bischofszell
Autor: Wehrlin, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585180

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jakob Christoph Scherb, Dr. der Medizin, zu Bischofszell.

Von Prof. Ed. Wehrlin in Zürich.

Man hat in neuerer Zeit ganz besonders auch in unserm Vaterlande angefangen, über hervorragende Männer und deren Leistungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens Umschau zu halten, deren Werth für Staat und Mitbürger, Kunst und Wissenschaft einer genauen Prüfung und Würdigung zu unterziehen und dadurch nach und nach manche Lücke in der Entwickelungsgeschichte unseres Heimatlandes ausgefüllt und die fortlaufende Kette der Kulturfortschritte tiefer begründet und enger geschlossen. Es ist gewissermaßen für unsere Geschichte eine Nothwendigkeit geworden, immer wieder in die Vergangenheit zurückzugreifen und vergessene Männer wie ihre Thaten ans Licht zu ziehen, aber auch zugleich ein Akt der Dankbarkeit gegen diese Kulturträger, die mit ernstem Fleiße und peinlicher Gewissenhaftigkeit mitgebaut haben an dem herrlichen Bau, der unser Vaterland in jeder Beziehung dem Auslande würdig an die Seite stellt. Es ist diese Pflicht insofern eine angenehme, als wir ohne Rücksicht auf noch Lebende durchaus objektiv verfahren können in der Beurteilung der Verstorbenen, und zwar um so objektiver, je weiter wir zeitlich von ihnen getrennt sind, da ja im Laufe der Zeit der Werth ihrer Arbeit sich so abgeklärt hat, daß wir Fehler und Tugenden, Nachtheile und Vortheile ihres Thuns ganz genau nebeneinander zu stellen und abzuwägen im

stande sind. Irrthum und Wahrheit stehen bei dem Forscher so nahe neben einander, daß es den Zeitgenossen oft schwer wird, das eine neben dem andern richtig zu erkennen; aber beide dienen fast gleichmäßig zum Aufbau der Zukunft, und wenn sich der erstere im Laufe der Zeit wirklich als das herausstellt, was er ist, so hat er dennoch nicht wenig dazu beigetragen zur Erkenntnis der Wahrheit, vorausgesetzt daß er in guten Treuen und nicht mit der Absicht zu täuschen begangen worden ist. Immer mehr hat es sich herausgestellt, daß keine Wissenschaft, keine Forschung für sich allein dasteht, sondern eine jede zur Unterstützung der andern dient, während in frühern Jahrzehnten jede für sich allein zu arbeiten vermeinte und zum großen Theile auch allein arbeiten mußte. Je vielseitiger der Forscher heute gebildet ist, desto mehr dringt er in seine spezielle Fachwissenschaft hinein, desto nützlicher wird er für das allgemeine Wohl; fühlt er sich nun aber noch als Glied eines großen Ganzen, während er früher gar zu sehr für sich allein arbeitete und vereinzelt nur in den Grenzen seiner besonderen Fachwissenschaft dastand, sich auf diese Weise gewissermaßen dem Allgemeinen entzog, so wird er für uns ein ganzer Mann. Es war gewiß der erste Standpunkt ein berechtigter und hängt wohl auch von der Individualität des Einzelnen ab; wir werden daher einem solchen Manne wohl weder unsere Bewunderung noch unsern Dank versagen können; aber mit wärmerem Gefühl blicken wir doch auf den Mann zurück, der in seinem speziellen Fache seine Stelle ganz ausfüllte und dennoch Geist und Gemüth genug hatte, um auch nach anderer Seite hin sich als Glied des Ganzen zu zeigen und seinen Mitbürgern in allen Verhältnissen mit Rath und That zur Seite zu stehen. Ein solcher Mann war Jakob Christoph Scherb, Dr. med. zu Bischofszell.

Die Familie Scherb ist keine von den ältesten zu Bischofszell, sondern scheint sich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts durch den Stadtschreiber Scherb von Konstanz dahin verpflanzt zu haben,

Schon von jener Zeit an neigten sich die Glieder derselben mehr zu wissenschaftlicher Thätigkeit als zu den bürgerlichen Gewerben, und diese Neigung erbte sich bis auf unsere Zeiten fort. Vor andern seines Geschlechts ist der Dr. der Philosophie und Medizin, Philipp Scherb, Professor zu Basel (1581—1586) und zu Altdorf (1586—1605), woselbst bekanntlich auch Wallenstein, Albertus a Waldstein, baro Bohemus, „der dolle Waldstein" um diese Zeit (1599—1600) studierte, berühmt geworden.*) Der Doctor medicinæ, Jakob Christoph Scherb, hatte in seiner Wissenschaft seinen Vater, Großvater und Urgroßvater zu Vorgängern; daher Johann Geßner seine Familie eine asklepiadische nannte.

Jakob Christoph Scherb wurde im Jahre 1736 am 26. August geboren. Von seinen Jugendjahren erzählt er selbst in einem von ihm hinterlassenen kleinen Aufsatze, daß er an den Raufereien anderer Knaben selten Theil genommen, sondern sich meistens zurückgezogen habe, theils aus einer angebornen Abneigung vor solchen rohen Belustigungen, theils weil durch seine frommen Eltern sein zu stillem Nachdenken sonst geneigter Geist frühe zu fast ängstlich-religiösen Ansichten geleitet worden war. Das sehen wir z. B. aus einer Aeußerung des siebenjährigen Knaben, als seine Mutter bei dem großen Brandunglück zu Bischofszell im Jahr 1743 mit ihm über den Kirchhof floh und eine weißgekleidete Frau aus der Kirche kam: „Sehet, die Toten stehen schon auf; der jüngste Tag ist da!" Sein religiöser Ernst, seine stille Eingezogenheit, sein fleißiges Bibellesen und die dadurch zugleich aufgeweckte Empfänglichkeit für anderweitigen Unterricht erwarben ihm frühe schon den Beifall seiner Eltern und Lehrer, wodurch sich eine Tugend und ein Fehler in ihm ausbildete: die Tugend war eine sich immer mehr verstärkende Neigung zu frommer und strenger Rechtlichkeit; der Fehler ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein, das sich bis zur Eitelkeit

*) Von ihm das Buch: Discursus politici in Aristotelis de republica libros, cum textu Aristotelis. Francof. 1610.

steigerte und ihm bei seinen Altersgenossen manchen Spott zuzog. Als er Mann wurde, zeigte sich jene Tugend als eine ihn durch das ganze Leben hindurch leitende Maxime, die er nie verleugnete; den Fehler aber bekämpfte er so, daß nichts daran übrig blieb als seine gute Grundlage, nämlich richtige Selbstschätzung.

Zur ersten Begründung seiner medizinischen Studien erhielt er von Pfarrer Däniker Unterricht in der griechischen, von Pfarrer Locher in Sitterdorf in der lateinischen Sprache. Der letztere sollte ihm den Virgil erklären, glaubte sich aber um den jungen Studenten verdienter zu machen, wenn er ihm nach dem damaligen Zustande der Naturwissenschaften die verschiedenen hypothetischen Naturkräfte, an die man damals glaubte, so z. B. die materiam calorificam demonstriere. Am meisten Einfluß auf die Ausbildung des jungen Geistes hatte aber die Metaphysik, in welcher ihn Diakon Waser mit wahrer Vorliebe unterwies. Nach Wolfs Ideen wurde jeder Lehrsatz einer streng logischen Prüfung unterworfen und von allen Seiten betrachtet. Dies übte seinen Verstand im Nachdenken und lehrte ihn, sich in die Ansichten anderer hineinzuversetzen, auch in der entgegengesetzten Meinung alles, was sich darüber sagen lasse, aufzusuchen und somit im Urtheile stets billig zu sein. Die Leibnitz'sche Theorie stimmte sehr gut mit seinen frommen Ansichten zusammen und verschaffte ihm bei allen Widerwärtigkeiten eine Geistesruhe und bei einmal gefaßten Entschlüssen eine Festigkeit, die ihm oft den Tadel seiner beweglichern Freunde zuzog. Dabei war er aber nichts weniger als ein griesgrämiger Kopfhänger; schon in seinem elften Jahre empfand er Neigung für das schöne Geschlecht, und seine Zeitgenossen rühmen ihn, daß er einer der besten Tänzer und unterhaltendsten Gesellschafter sei. Der genannte Diakon Waser machte ihn auch mit Bodmers und Klopstocks Schriften bekannt, las ihm die schönsten Stellen vor und zergliederte die einzelnen Motive derselben, um ihn dann das Ganze wieder desto inniger fühlen zu lassen. Von da an blieb Klopstocks Messiade sein

Lieblingsbuch; außerdem aber bewirkte dieser Unterricht, daß er in seinen ersten Studienjahren in Zürich eine stäte Vorliebe zu schön-wissenschaftlichen Schriften zeigte und denselben häufig die ernstern Studien der Medizin opferte.

Er war 1751, wie er selbst sagt, mit wenigen Sprachkenntnissen, aber vieler Vorliebe für die Metaphysik und für die schönen Wissenschaften nach Zürich befördert worden, um dort bei Herrn Chorherr Joh. Geßner neben S. Schinz und C. Rahn Physiologie zu hören. „Allein da ich theils der Sprache in Hallers Compendium nicht mächtig war", schreibt er von sich selbst, „theils in der Anatomie keine Vorkenntnisse besaß, machte ich, ungeachtet ich gewöhnlich bis Mitternacht arbeitete, wenige Fortschritte. Die Botanik sprach mich nicht an, weil sie allzu sehr Gedächtnissache war; am liebsten war mir die Mathematik, in welcher Kandidat Köchli mich unterrichtete." Ungeachtet dieses demüthigen Bekenntnisses gibt ihm Geßner das Zeugnis, er habe vorzüglich seinen öffentlichen und privaten Unterricht über Mathematik, Physik und Medizin fleißig besucht, mit Aufmerksamkeit zugehört, mit großem Scharfsinn auch den Einzelheiten nachgeforscht und sich große Mühe gegeben, deutliche Begriffe über diese Wissenschaften zu erhalten. Ein solcher Widerspruch zwischen dem eigenen und fremden Urtheil ist indessen nicht selten bei Männern, die von der später gewonnenen Lichthöhe herab alle frühern Kenntnisse in Dunkel gehüllt erblicken.

Im Jahre 1753 machte er mit seinen Freunden eine Reise über Bischofszell, St. Gallen, durch die Kantone Appenzell und Graubünden an den Langensee und von da über den Gotthard nach Zürich zurück. Aus seinem genauen und weitläufigen Tagebuch verdient einiges entnommen zu werden, was einerseits den wissenschaftlichen Standpunkt der Reisenden, anderseits die damalige Beschaffenheit der Naturkunde in unsern Gegenden charakterisiert. In Winterthur sahen die Reisenden u. a. auch den berühmten Strahlstein, den man jetzt für einen Krystall zu halten

anfange; sie bemerkten dabei ganz altklug, daß wohl mancher auch zu ihrer Zeit fest geglaubte Satz künftig einmal so belächelt werden möchte, wie jene Behauptung, daß der Donnergott den Krystall aus den Wolken geschleudert habe. In Bischofszell wogen und erprobten sie durch einige Reagentien die Quellen des Thur- und Bitzibades.

Sie fanden durch die Agathkugel, daß sich das Wasser des Bitzibades zum Regenwasser verhalte wie 606 : 614. Das Aerometrum sank auf 6½ Grad. Die Ausgießung des*) Sal alkali volatile (flüchtigen Laugensalzes) oder kohlensauren Ammoniaks) e Syrupi violarum (Veilchensyrup) hatte keine Veränderung zur Folge; oleum tartari per deliquium (zerflossenes Weinsteinöl oder flüssiges kohlensaures Kali) machte ein schwarzrothes Präcipitat (Niederschlag), dem ein erdiger Schaum anhieng; acetum lithargyrii (= acetum plumbi, Bleiessig) gab ihm wieder eine milchweiße Farbe, die gegen den Boden noch stärker war. Im Sieden setzte das Wasser einen Satz ab. Das Wasser des Thurbades zeigte am Aerometrum 6¼ Grad und verhielt sich zum Regenwasser wie 611 : 614. Von der Ausgießung

Solutio argenti in aqua forti (Silber in Scheidewasser aufgelöst oder salpetersaures Silber),
oleum tartari per deliquium (flüssiges kohlensaures Kali,
sal alkali volatile (kohlensaures Ammoniak)

erfolgte keine merkliche Veränderung. Das acetum lithargyrii (Bleiessig) färbte das Wasser weißmilchicht. Im Sieden soll sich nichts ansetzen. Der Geschmack läßt keine fremdartigen Bestandtheile merken.

In St. Gallen wurden sie mit Dr. Giller bekannt, dessen vorzüglich an klassischen Skribenten reiche Bibliothek gerühmt und die Sammlung des Briefwechsels von Dr. Muralt als ein vorzüglich schätzenswerther Besitz erwähnt wird; das Naturalien-Cabinet möge für den Kenner sehr interessant sein; auch sei das

*) Da in den jetzigen Buchdruckereien die Lettern für die damals gebräuchlichen, zum Theil noch aus der Alchemie herstammenden pharmaceutischen Zeichen nicht mehr vorhanden sind, so haben wir dieselben mit kundiger Hülfe des Herrn Apotheker Schild in Frauenfeld in Worte umgesetzt, verdeutscht und zugleich durch die modernen Ausdrücke wiedergegeben.

Original-Gemälde von Paracelsus zu bemerken, obschon dieses Mannes Verdienste nicht der Rede werth wären. Auf der Stadtbibliothek fiel den Reisenden u. a. das biblische Historienbuch mit seinen karrikaturartigen Darstellungen auf; sie gewannen aber auch Interesse für den Briefwechsel der Reformatoren mit dem Bürgermeister Vadian. In dem berühmten Maschinen-Cabinet des Peter Zollikofer bewunderten sie eine über das Büchergestell hinlaufende Maus, welche durch den Schwanz die Stunde anzeigte; eine in Bions Werkschule beschriebene Cylinder-Wasseruhr, die sie abzeichneten; eine andere Uhr, die man, statt aufzuziehen, nur auf eine geneigte Ebene stellt und so hinunterrollen läßt; wieder eine andere Uhr, die nur aus drei Rädern besteht und die Stunden sehr genau angibt; noch eine andere, die statt des Zifferblattes zwei gläserne Quadranten hat; drei Perpetua mobilia mit laufenden Kügelchen; eine Thüre, die sich von beiden Enden öffnen läßt; einige gedrechselte, vollkommen kenntliche Brustbilder aus Knochen und Holz. In dem Muschelberge fanden sie u. a. einen versteinerten Knochen von einem Säugethier und sogar von einem Menschen die beiden ossa Ilia aus einer terra ochracea friabilis bestehend, ein Fund, den ihnen damals wenigstens in St. Gallen niemand verdächtig machte. Der ältere Dr. Schobinger hielt sie so lange bei seinen hebräischen und syrischen Büchern auf, daß sie seine Petrefakten nur noch flüchtig beschauen konnten; überhaupt kam er ihnen erschrecklich gelehrt vor. Der jüngere Dr. Schobinger gab ihnen dann das Geleit ins Appenzeller Land, dessen Merkwürdigkeiten sie mit derselben Aufmerksamkeit betrachteten. Ueberall auf ihrer Reise beobachteten sie den Barometerstand, jedoch mit sehr unvollkommenen Instrumenten, da ihnen die Barometer häufig zerschlagen wurden und sie dann genöthigt waren, neue im Vorrathe mitgenommene Glascylinder mit Quecksilber zu füllen. Da der Streit über die Natur der Petrefakten damals sehr lebhaft geführt und da von vielen Gelehrten behauptet wurde, dieselben seien bloße Naturspiele und

es lasse sich aus denselben auf keine frühere Pflanzen- und Thierwelt schließen, entschieden sich die jungen Reisenden, gestützt auf die mancherlei auf ihrer Wanderung gemachten Beobachtungen für die bald herrschend gewordene Ansicht, daß die Petrefakten wirklich aus einer frühern Thier- und Pflanzenwelt herstammten, und schwangen sich über die Vorurtheile und Irrthümer ihrer Zeit hinaus. Sie besuchten das Haus des Thomas Schupper, des Wiedertäufers, beneideten das wissenschaftliche Einsiedlerleben des Dr. Zellweger in Trogen, bewunderten die herrliche Aussicht ins Rheinthal hinunter und langten endlich in Altstätten an. Am folgenden Morgen betrachteten sie auf Stoß den Ort, wo 1719 ein Bergsturz Verwüstungen angerichtet, untersuchten die Krystallgrube der Kobelwiese und giengen dann über den untern Kamor nach Brüllisau. Am folgenden Tag zeigte ihnen der Pfarrer Walter die Windlöcher im Brüllisauer Tobel, was ihnen die Veranlassung gab, über dieselben als Witterungszeichen oder als natürliche Keller sich zu unterhalten; ebenso besprachen sie die Wahrscheinlichkeit, daß der Säntisser See in den Bach bei Sennwald ausfließe, und bewunderten das siebenfache Echo. Wieder auf Brüllisau zurückgekehrt, kamen sie über den Hohenkasten, wo sie die sonderbaren Zusammensetzungen der Felsstücke befremdend fanden, und über den Kamor auf das Schloß Forstegg. So gieng es nun wieder nach Hause, überall mit Fleiß und offenen Augen ihre Beobachtungen machend.

Nachdem Scherb in Zürich die Vorbildung für die Universität erlangt hatte, begab er sich nach Leiden, wo er Albin, Gaub, Winter, Royen, Muschenbroeck und Alamand hörte, dann nach Berlin und später (1757) nach Tübingen zu Sigwart und Gmelin. Als sein Vater unterdessen gestorben war, wollte er noch nicht in das praktische Leben eintreten, bevor er die damals vorzüglich durch Sauvages und Chicogneau berühmte Universität zu Mümpelgart besucht und daselbst die Doktorwürde erlangt hatte. Er verreiste dahin, kräftig empfohlen von seinem Lehrer

Dr. Geßner im Jahr 1759, erreichte seinen Zweck und kam nun in seine Vaterstadt zurück, um in den unterdessen von seinem Oheim Melchior übernommenen Wirkungskreis seines Vaters einzutreten.

Der Gang, den seine Studien genommen, die damals schon beginnende wissenschaftliche Gährung, vorzüglich aber seine Liebe zur Mathematik und zu Wolfs Methaphysik machen es erklärlich, daß er beim Antritte seiner ärztlichen Thätigkeit manchen Anstoß fand, über den ein anderer leicht hinweggeschritten wäre. Kein bestehendes System wollte ihm ganz genügen, und weil er glaubte, daß die Wissenschaft immer auf die Oberfläche der Natur beschränkt sein werde, und daß die Heilkraft, welche im menschlichen Körper wirke, durch gewaltsame Arzneien nicht gestört werden dürfe, neigte er sich immer mehr zum medicinischen Skepticismus hin, wovon man in seinen Schriften, z. B. in Rahns medicin. praktischer Bibliothek Bd. I, St. 2, pag. 327, und anderswo Beispiele findet. Daher suchte er zwar nie einen ausgebreiteten Wirkungskreis, stand aber auch nie in seiner Forscherbegierde still, gerade weil er sein System noch nicht abgeschlossen hatte, ihm also immer ein zu suchendes lockend vor Augen schwebte. Eifrig suchte er mit jeder neuen Erscheinung der ärztlichen Literatur bekannt zu werden; aber da nicht Neugierde, sondern wahre Liebe zur Wissenschaft ihn leitete, vervollständigte er auch die Kenntnisse, die er in den einzelnen Fächern bereits besaß.

Von seinem regen Streben nach Erkenntnis auf verschiedenen Gebieten des Wissens ist auch das ein Beweis, daß er den ihm durch die Liebe zu den schönen Wissenschaften verwandten Chorherrn Meyer zu Bischofszell, der über Mangel an Beschäftigung klagte, zum Studium der Entomologie aufmunterte und ihn darin auch thätig unterstützte, so daß die angelegte Sammlung bald bedeutend anwuchs. Leider war es Meyer nicht lange vergönnt, sich diesem mit so vieler Liebe getriebenen Fache zu widmen; er starb schon im Jahre 1775, nachdem er noch unter der

Leitung Scherbs Botanik zu studiren begonnen hatte. Dr. Scherb setzte unter dessen Bildnis folgende Worte der Widmung:

Auszuspähen der Insekten verborgene Künste,
War sein Zeitvertreib hier. Alles Nützliche wissen,
Alles, was edel und gut ist, thun, sein erstes Geschäfte.
„Bei deinem Erblassen, Freund, so sagte sein sterbender Mund mir,
Empfang' ich mit offenem Arm dich und führ' dich zu himmlischen Feuden."
Wonnegedanke, wir finden in höhern Sphären ihn wieder!

Aus dem entomologischen Tagebuche des Verstorbenen hat Dr. Amstein, in dessen Besitz dasselbe übergieng, in Füßli's Magazin für die Liebhaber der Entomologie Bd. 1 u 2 a. 1778 und 1779 einen Auszug veröffentlicht. Die Insekten-Sammlung erbte Dr. Scherb. Sie hatte, da sie sich auf die Insekten der Umgegend beschränkte, für jeden Liebhaber der vaterländischen Naturgeschichte einen dauernden Werth.*)

Ein anderer, ihm noch näher stehender Freund war sein ehemaliger Lehrer Waser, der indessen Pfarrer in Bischofszell geworden war. Nicht nur übereinstimmende Ansichten über philosophische und religiöse Gegenstände, sondern auch strenge Rechtlichkeit und gemeinnütziger Sinn vereinigte ihre Herzen zu inniger Freundschaft. Keiner unternahm etwas Wichtiges, ohne den Rath des andern darüber einzuholen; besonders ehrte Dr. Scherb den Pfarrer Waser mit der zartesten Erkenntlichkeit gegen den Lehrer seiner Jugend. Sie bildeten den Kern einer gemeinnützigen Gesellschaft Bischofszell, die sich u. a. die Akklimatisierung fremder Gewächse und die Einführung der Seidenzucht als Zweck vorgesetzt hatte. Sie vereinigten sich ferner zur Verbesserung des Schulwesens in Bischofszell und brachten es, der eine als Pfarrer, der andere als Rathsmitglied, so weit, daß die sogenannte obere Schule weit umher als das Muster einer wohl eingerichteten Realschule galt. Außerdem erwarb sich Dr. Scherb im Jahre 1770 das Ver-

*) Sie ist verloren gegangen; nur der Schrank ist noch in der Kantonsbibliothek zu Frauenfeld vorhanden.

dienst um seine Mitbürger, durch kluge Vorkehrungen die Hungersnoth jenes Jahres weniger drückend gemacht zu haben.

Diese gemeinnützige Denkungsart hatte auch auf die ärztliche Thätigkeit des Dr. Scherb vielfachen Einfluß. Er wollte durch seine Wissenschaft nicht gewinnen, sondern nützen. Darum gab er sich viele ihm selten verdankte Mühe für die Einführung der natürlichen Pockenimpfung, worüber er eine Abhandlung herausgab unter dem Titel: „Ueber die Einpfropfung der Pocken." Zürich u. Winterthur 1779. Im Vorworte klagt er über die Herrschaft der Mode auch in der wissenschaftlichen Welt und sieht es für etwas den menschlichen Geist sehr Demüthigendes an, wenn ein System auf einige Zeit so herrschend werden kann, daß der kühnere Denker für einen Dummkopf und von den Vernünftigeren für einen Sonderling, un homme à paradoxes gehalten wird; daß die nützlichsten Gegenstände des menschlichen Wissens eine Zeit lang mit enthusiastischem Eifer betrieben und dann, lange ehe sie auf den Grad der Gewißheit und der Ausarbeitung gestiegen sind, wohin sie nach dem Maße unserer Verstandeskräfte zum allgemeinen Nutzen gebracht werden könnten, meistens ehe ein wahrer bleibender Nutzen gestiftet worden, wie eine lang getragene Kleidertracht weggelegt werden und etwas Neuerm Platz machen müssen. Ein solches Schicksal habe auch die etwa 30 Jahre früher zur Mode gewordene Pockenimpfung erfahren, die damals ein allgemeiner Gegenstand gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Unterhaltung gewesen sei, nun aber als etwas Veraltetes kaum mehr zur Sprache gebracht werden dürfe. Als ein st. gallischer Arzt Gedanken gegen die Einpfropfung der Pocken in dem Avisblatte austheilen ließ und bewirkte, daß in St. Gallen außer drei Kindern, von denen Dr. Scherb zwei behandelte, keines geimpft wurde, erzählte der letztere in der Gazette de santé I, Jahrgang 1782, 5. u. 6. Heft, p. 604—622 die Impfungsgeschichte von 22 Kindern und machte einige Vorschläge für die zweckmäßigere Behandlung dieser künstlichen Krank-

heit. Größtentheils durch ihn, Dr. Aepli und Rahn ermuntert, gaben auch andere Aerzte dieser Gegend, z. B. Dr. Keller in Weinfelden, sich viele Mühe für Einführung der künstlichen Kinderblattern und überall mit gesegnetem Erfolge. Dr. Scherb selbst impfte über 1000 Kinder und machte seine Erfahrungen und Ansichten darüber außer in den schon erwähnten Schriften noch bekannt in Rahns medic. prakt. Bibliothek Bd. I, St. 2. Daß damals das Impfen eine noch nicht so leichte Sache sowohl für den Kranken als den Arzt war, sehen wir aus den Beispielen, welche er in seinem Buche über Pockenimpfung anführt. Wenn wir heute die Kinder ohne weiteres der Impfung unterziehen, so glaubte man zu jener Zeit einer sorgfältigen Vorbereitung des Körpers nach genauer Beobachtung der Konstitution, ja selbst des Temperamentes zu bedürfen. Davon nur ein Beispiel: „Johann Georg Daller, ein gesunder, fetter, 3 Jahre alter Junge, etwas phlegmatischen Temperamentes.“ Ueber die Zubereitung und Einpfropfung sagt Dr. Scherb bei diesem Knaben: „Im Jahr 1762, den 11. Mai, fieng ich an, ihn zu bereiten und wegen seinem Ueberfluß von Säften viermal zu purgieren, hingegen seine Diät nicht ganz ohne Fleischbrühen einzurichten und ihm bis nach der dritten Purganz immer noch ein wenig Wein unter seinem Trank zu erlauben. Am 5. Brachmonat ward er auf einer Wade eingepfropft mit Fäden von einem Eingepfropften, welche mein Oheim den 21. Mai gleichen Jahres genommen hatte.“ In seiner Schrift „Ueber die Einpfropfung der Pocken“, Zürich u. Winterthur 1779, S. 151 ff., schreibt Dr. Scherb über Zubereitung und Impfung folgendermaßen: „Da die Erfahrung gelehret hat, daß man hierin zu viel thun und den Körper so schwächen kann, daß er nicht vermögend ist, so viele Blattern herauszutreiben, als erfordert werden, um ihn von der Anlage zu den Pocken ganz zu befreien, so wird ein ganz gesundes Subjekt nichts mehr bedürfen als eine genauere Diät, und daß es von den Cruditäten, die im Magen und

Gedärmen sitzen können, ohne ihr Dasein sogleich durch Beschwerden anzuzeigen, befreit werde, womit man insonderheit bei Kindern zugleich eine Wurm tötende Arznei vereinigen wird. Man kann nicht mehr als gesund sein, und dann ist die ungeschwächte Natur einem Entzündungsfieber, welches durch einen kritischen Ausschlag endet, am ehesten gewachsen; deshalb halte ich mehrere Arzneien und besonders noch die Mercurialmittel in der Zubereitung für schädlich. Bei Kränkelnden aber muß die Ursache der Krankheit gehoben und die Gesundheit wieder hergestellt werden. Die Diät muß überhaupt kühlend, die Säfte verdünnend und versüßend, besonders aber ihrer Fäulung widerstehend sein, in besondern Fällen aber nach den Umständen eingerichtet werden."

S. 150: „In Absicht auf die Art der Ansteckung sollen die Chinesen den schlafenden Kindern in Blatterneiter getränkte Meißalgen in die Nasenlöcher gesteckt haben. Bei den Türken pflegte man in einige Nadelstiche ganz frischen Eiter einzureiben. In Indostan wurde ein seidener Pfropffaden vermittelst einer Nadel zwischen Haut und Fleisch an dem Arm oder Fuß durchgezogen und einige Zeit lang dort gelassen. Bei den Algierern begnügte man sich, einen solchen Faden zwischen dem Daumen und Zeigfinger durchzuziehen. Unter der Aufsicht von Aerzten aber fieng man an, auf den Armen oder Beinen leichte Einschnitte zu machen, einen Pfropffaden einzulegen und alles mit Salbe und Pflaster zu bedecken. Einige legten auch, um kein Messer gebrauchen zu müssen, Blasenpflaster auf und den Faden in die geöffnete Blase. Die nach der diesmal neuern Methode einpfropfenden Aerzte pflegen nun allen Verband wegzulassen, ganz frischen Pockeneiter, wenn sie ihn haben können, oder das Pulver von trockenem Pockenschorf in ein kleines Schnittchen einzureiben, und wenn sie dasselbe etwas zugedrückt haben, alles unbedeckt zu lassen."
S. 153: „Ich habe bisher den Pfropffäden noch den Vorzug gegeben, weil ich nicht die geringste Ungelegenheit bei denselben

erfahren habe, noch irgend einen wahrscheinlichen Grund sehe, weswegen ich einige Unbequemlichkeit fürchten sollte."

Da Dr. Scherb auch bemerkte, daß viele Krankheiten, besonders unter dem Landvolke ihre Ursache in den schlechten Begriffen des Volkes von dem habe, was Gesundheit fördern und Krankheit hindern könne, und daß auch dem wohlmeinenden Wirken des Arztes gerade aus jener Quelle manches Hindernis entspringe, machte er 1783 eine Schrift bekannt unter dem Titel: „Kurze Anleitung zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, insofern beides ohne medizinische Hilfe erhalten werden kann." Diese Schrift fand damals bei den Landbewohnern vielen Anklang und ist gewiß nicht ohne Segen geblieben; denn an Verständlichkeit, die bei solchen Schriften ein Haupterfordernis ist, hat den Verfasser nicht leicht jemand übertroffen. Ich hebe aus dem 75 Seiten umfassenden Werkchen nur eine kurze Stelle heraus, welche noch heute besonders erwägenswerth ist. Dieselbe spricht über das Fieber S. 9: „Im Fieber soll der Kranke zur Zeit der Hitze sehr leicht bedeckt, sein Zimmer kühl sein und täglich 2 bis 3mal wohl durchlüftet werden, indem man verhütet, daß der Zugluft nicht gleich auf ihn stoße oder ihn zu selbiger Zeit bedecke."

Daß diese Schrift aber auch bei Fachleuten Anklang gefunden hat, beweist das schmeichelhafte Zeugnis des medizinischen und chirurgischen Instituts zu Zürich, welches folgendermaßen lautet: „Wir endsunterschriebenen Lehrer des medizinischen und chirurgischen Instituts zu Zürich haben auf das von Herrn Dr. Scherb in Bischofszell an uns gemachte Ansuchen, seine kurze Anleitung und Wiederherstellung der Gesundheit, insofern beides ohne medizinische Hülfe erhalten werden kann, genau geprüft und geben hiermit selbiger offentlich unsern ganzen Beifall und wünschen, daß selbige fleißig gelesen und bestens befolgt werde, damit aller Nutzen erreicht werde, welchen der edeldenkende und für das Wohl seiner Mitmenschen großmüthig besorgte Verfasser davon wünschet und erwartet."

Zürich, den 17. März 1783. Die Unterschriften von 7 Professoren.

Auch dem damals oft verderblich gewordenen Aberglauben der Hebammen, daß es durchaus nöthig sei, die bei der Geburt zurückgebliebene Nachgeburt gewaltsam wegzunehmen, arbeitete er kräftig entgegen und bestätigt die Ansichten des Dr. Aepli über diesen Gegenstand in der Gazette de santé 1784 pg. 82—84 mit der Begründung: „In der Ueberzeugung, man könne nicht zu viele Fälle von der den Naturkräften glücklich überlassenen Nachgeburt bekannt machen, indem die Vorurtheile hierüber noch gar zu tief eingewurzelt sind, glaube ich, Sie (Herausgeber der Gaz. de santé) erweisen dem Publikum einen richtigen Dienst, daß Sie in ihrem Magazin immer einen Platz für dergleichen Fälle und auf solche Beobachtungen gegründete Warnungen offen behalten." Vor allem aus merkwürdig sind aber die Erfahrungen, die er über den Magnetismus machte und in Rahns Archiv gemeinnütziger physikalischer und medicinischer Kenntnisse Bd. I. Abth. 2, S. 595—688 beschrieb. Er fühlte sich anfangs durch Mesmers magnetische Wunderkuren um so weniger angesprochen, da die Anwendung des mineralischen Magnetes auf einen Kranken sich ihm ganz erfolglos gezeigt hatte; erst als er von den in Zürich gemachten Versuchen hörte und mit dem Pfarrer Freydig in Arbon in Berührung kam, entstand wieder der Wunsch in ihm, nach den von Mesmer und dessen Freunden aufgestellten Regeln einen Versuch zu machen. Denn so unglaublich ihm alles, was von dem Magnetismus ausgesagt und geschrieben wurde, vorkam, schien es ihm doch weder vernünftig noch erlaubt, über etwas, das als Thatsache angegeben wurde, zu lachen, bis er durch eigene Erfahrung die Unrichtigkeit desselben erkannt hatte. Er nahm sich vor, mit der möglichsten Vorsicht zu verfahren und weder sich noch andere zu täuschen.

Ueber Mesmer und Mesmerismus ist in alter und in neuer Zeit, wo der Hypnotismus seine Wogen treibt, so viel geschrieben und gesprochen worden, daß es mir nicht unpassend erscheint, hier mit einigen Worten auf dieselben zurückzukommen. Wenn man die

Streitschriften der Zeitgenossen für und gegen etwas näher ins Auge faßt, so ist es schwer, sich auch nur annähernd ein gerechtes Bild von der Sache zu machen, heben ihn doch seine Freunde bis in den siebenten Himmel empor, während die Gegner nicht genug thun können, ihn vor den Augen der Gelehrten wie des Publikums zum Charlatan zu stempeln. Wenn aber ein so vorsichtiger, ernst prüfender Mann wie Scherb, trotz aller Angriffe von Freund und Feind, es dennoch wagt, seine Versuche und Erfahrungen nach dieser Seite hin zu veröffentlichen, so dürfen wir nicht ohne weiteres in den Schlachtruf einstimmen, der Mesmer als einen Betrüger und Scherb als einen Getäuschten hinstellt.

Schon die Promotionsschrift „De Influxu planetarum in corpus humanum", durch welche Mesmer im Jahr 1766 zum Doktortitel an der Universität Wien gelangte, zeigt den Weg, den er für die Zukunft gehen wollte und stellt ihn schon am Anfang seiner nachmals so glänzenden Thätigkeit in Widerspruch mit beinahe der ganzen damaligen gelehrten medizinischen Welt. Er sagt über dieselbe im Jahre 1780: „Da ich im Jahre 1766 meine Streitschrift herausgab, gründete ich meine Theorie auf bekannte, durch Erfahrungen bestätigte Grundsätze der allgemeinen Attraktion, die uns überzeugen, daß ein Planet auf den andern in seiner Laufbahn wirkt, und daß Mond und Sonne auf unserer Erde Ebbe und Fluth, sowohl im Meer als im Dunstkreis verursachen und lenken, und so behauptete ich: diese Weltkörper wirken auch geradezu auf alle wesentlichen Bestandtheile lebendiger Körper, vorzüglich aber auf das Nervensystem, vermittelst einer alles durchdringenden Flüssigkeit. Ich bestimmte die Art dieses Einflusses und sagte, daß er die Eigenschaften der Materie und der organischen Körper, z. B. Schwere, Zusammenhang, Schnellkraft, Reizbarkeit und Elektrizität bald verstärke, bald schwäche. Ich behauptete ferner, daß diese in Absicht auf die Schwere entgegengesetzten Wirkungen, welche auf der See die merkwürdigen Veränderungen der Ebbe und Fluth verursachen,

daß Verstärkung und Schwächung der obengenannten Eigenschaften, da sie einerlei Wirkungsquelle haben, auch in lebendigen Körpern entgegengesetzte, der Ebbe und Fluth ähnliche Wirkungen verursachen; daß auch im thierischen, den nämlichen wirkenden Kräften ausgesetzten Körpern eine Art von Ebbe und Fluth stattfinde. Ich unterstützte diese Theorie durch verschiedene, von bestimmt wiederkehrenden Erfolgen hergenommene Beispiele, und nannte diese Eigenschaft der thierischen Körper, welche sie des Einflusses des Himmels und unseres Erdkörpers fähig macht: thierischen Magnetismus. Aus ihm erkläre ich überhaupt alle periodischen Veränderungen, welche die Aerzte in der ganzen Welt von jeher bei Krankheiten beobachtet haben."

Mesmer kam nach fünfzehnjähriger Praxis in Wien auf seine neue Heilart, indem er die Krankheiten nach ihrem Ursprung, ihrer Form und ihrem Verlauf in Beziehung der großen Wechselverhältnisse unseres Sonnensystems und des Weltalls, kurz in den sogenannten und angenommenen Allmagnetismus beobachtete. Er suchte den Magnetismus zuerst in der Elektrizität und später im mineralischen Magnetismus. Er gebrauchte nun anfänglich, durch den Astronomen Pater Hell darauf geleitet, da er von der Elektrizität abgieng, im Jahre 1772 den Magnet zu Heilungen, eigentlich nur als Leiter von seinem eigenen Organismus aus durch seine Hände, wodurch er bedeutende Heilungen hervorbrachte. Aber ein Jahr darnach zeigte ihm schon die Erfahrung, daß er ohne Berührung des Magnets mit seiner bloßen Hand noch viel kräftiger auf den menschlichen Organismus einwirke, und so entstand durch ihn die Entdeckung des thierischen Magnetismus und wurde von ihm zur Wissenschaft erhoben. „Es muß eine Kraft da sein, welche das All durchdringt und alle Körper auf Erden verbindet, und man muß sie in seine Gewalt bekommen." Diese Kraft suchte er im Magnet, und diesem gleich betrachtete er den Menschen und in der nächsten Anwendung auf Krankheiten. Um das gestörte Gleichgewicht

wieder in Harmonie zu bringen, strich er, den Magnet in der Hand, die Körper nach bestimmten Polen. Die auffallenden Wirkungen, welche dadurch hervorgebracht wurden, die Heilung der Kranken, würden einen andern zum Stillstehen gebracht haben; aber Mesmer gieng weiter. Geleitet durch die Idee der alles erfüllenden, in allem waltenden Urkraft, kam er darauf, sie werde noch mehr im Menschen selbst sein als im Magnet; denn er schloß daraus, da der Magnet dem Eisen die gleiche Polarität, welche dasselbe zum Magneten selbst mache, mittheile, so werde der organische Körper gleiche Bedingungen in einen andern setzen können. Er sah ein, daß er die beobachteten Wirkungen dem Magnet, den er in seiner Hand halte, nicht allein zuschreiben könne, da er doch auch wieder bestimmend auf den Magnet einwirke. Nun warf er den Magnet weg, und mit seinen Händen übte er die gleiche noch unverfälschtere Wirkung. Es würde zu weit führen, wollte ich mich auf Erzählung von Beispielen solcher Heilungen einlassen; ich will daher nur noch den Punkt berühren, der wohl am meisten dazu beigetragen hat, Mesmer als Charlatan hinzustellen, den Somnambulismus, weil auch Dr. Scherb in dieser Richtung seine Beobachtungen und Erfahrungen gemacht und veröffentlicht hat.

Mesmer spricht darüber folgendermaßen: „Es ist von jeher beobachtet worden, daß gewisse Personen im Schlafe umhergehen, die verwickeltsten Handlungen mit ebenderselben Ueberlegung, mit der gleichen Aufmerksamkeit und mit noch größerer Pünktlichkeit als im Zustande des Wachens unternehmen und ausführen. Und man wird in noch größere Verwunderung versetzt, diejenigen Fakultäten, welche die intellektuellen genannt werden, auf einer solchen Stufe zu sehen, daß die ausgebildetsten im gewöhnlichen Zustande dieselben nicht erreichen."

In diesem Zustande der Krise können dergleichen Wesen die Zukunft voraussehen und sich die entfernteste Vergangenheit vergegenwärtigen. Ihre Sinne können sich nach allen Fernen und nach allen Richtungen ausdehnen, ohne daß ein Hindernis sie hemmt. Kurz, es scheint, als ob die ganze Natur ihnen gegenwärtig sei. Der Wille

selbst kann ihnen, unabhängig von den durch die Konvention dafür angenommenen Mitteln, mitgetheilt werden."

Indessen sind diese Eigenschaften nach der Beschaffenheit eines jeden Individuums verschieden; die gewöhnlichste Erscheinung ist, in das Innere ihrer und selbst anderer Körper zu sehen und mit der größten Genauigkeit die Krankheiten, den Gang derselben, die nöthigen Mittel dafür und ihre Wirkungen angeben zu können. Aber selten vereinigen sich alle diese Vermögensarten in dem nämlichen Individuum.

Der kritische Zustand ist ein Zwischenzustand von Wachen und Schlafen; er kann sich also dem einen oder dem andern mehr nähern und ist also mehr oder weniger vollkommen. Ist er dem Wachen näher, so haben Gedächtnis und Einbildungskraft noch einigen Antheil, die Wirkungen der äußern Sinne werden empfunden. — Wenn aber dieser Zustand dem Schlafe näher ist, so sind die Aeußerungen der Somnambülen, als das Resultat der Empfindungen des innern Sinnes selbst, mit Ausschluß der äußern Sinne, in dem Verhältnis dieses Zusammenrückens gegründet. Die Vollkommenheit dieses Schlafes kann je nach Charakter, Temperament und Gewohnheit des Kranken verschieden sein. — Obgleich im kritischen Schlafe die Substanz der Nerven unmittelbar erregt ist, so daß die ganze Thätigkeit des Menschen nur vom innern Sinn geleitet wird, so werden doch die Wirkungen der verschiedenen Stoffe auf die Organe der äußern Sinne, welche besonders für sie bestimmt sind, bezogen. Wenn demnach der Somnambüle sagt, er sehe, so sind es nicht eigentlich die Augen, welche die Eindrücke des Aethers erhalten, sondern er bezieht auf das Gesicht die Eindrücke, welche die Bewegungen des Lichtes von den verschiedenen Umrissen, Gestalten und Farben in ihm erwecken. Wenn er sagt, daß er höre, so nimmt sein Ohr darum nicht die Modulation der Luft auf, er bezieht bloß die Bewegungen darauf, deren Eindruck er gewinnt. Ebendasselbe gilt auch von den übrigen Organen, und so macht er gleichsam eine Uebersetzung, um seine Empfindungen in der für den innern Sinn gebildeten Sprache auszudrücken. Da er sich einer Sprache bedient, die ihm fremd und gleichsam geliehen ist, so kann er leicht misverstanden werden, und es erfordert die Erfahrung eines guten Beobachters, ihn richtig auszulegen und zu verstehen. — Die Vollkommenheit dieser Empfindung hängt eigentlich von zwei Dingen ab, nämlich von der gänzlich aufgehobenen Thätigkeit der äußern Dinge und von der Disposition des Organs des innern Sinnes.

Das in einem Körper wirksame Grundwesen ist ein unsichtbares

Feuer, das keinem der gewöhnlichen Sinne fühlbar wird. Dieses Feuer kann in einem Individuum hervorgerufen und entflammt werden, indem man die Einwirkungsmittel des Naturmagnetismus bis zu dem Grade vereinigt und concentriert, daß dieses Feuer dadurch hervorgebracht werden kann. Dieses Grundwesen ist keineswegs eine Substanz — kein Stoff, sondern eine Bewegung gleich dem Ton in der Luft, gleich dem Licht im Aether, in einer gewissen Reihe der Gesammtfluth modifiziert. Jedoch auch diese Fluth ist nicht die des gewöhnlichen Feuers, des Lichtes, der Elektrizität oder des Magnets, sondern sie ist von einer Ordnung, welche alle an Feinheit und Beweglichkeit übertrifft; wahrscheinlich ist sie mit jener der Nervensubstanz verwandt."

Zu diesen Ansichten Mesmers fügt sein Hauptanhänger Ennemoser noch bei: „Diese Stelle stimmt auf eine merkwürdige Weise mit den Aeußerungen der Seherin von Prevorst überein und mit der unlängst wieder öffentlich ausgesprochenen Ansicht des J. Kerner*), welcher die imponderablen Materien, besonders die imponderabelste aller, den Nervengeist, auch für die Vermittler unserer und einer andern Welt erklärt."

Wenn wir nun hier noch auf eine Aeußerung Justinus Kerners kommen über diesen Nervengeist, so berühren wir damit den Punkt, durch welchen das ganze System Mesmers lächerlich wurde und mit Recht volles Mistrauen erweckte. Kerner sagt mit Beziehung auf die vorangegangenen Worte Ennemosers: „Es deuten diese Worte Ennemosers auf das, was ich in meiner kleinen Schrift „die somnambülen Tische" von dem Nervengeist nach den Eröffnungen der Seherin von Prevorst äußerte, wo ich denselben als die imponderabelste (seelischste) der imponderabeln Materien aufführte, die ich auch bei jenen Erscheinungen des Tischklopfens u. s. w. als ein Hauptagens zu erkennen glaubte, bei jener neuen Erscheinung, durch die Mesmers Entdeckung und Lehre eine glänzende Rechtfertigung erhält.

---

*) Von ihm das Buch: Franz Anton Mesmer aus Schwaben. Frankf. 1856. 8. Daß Mesmer von 1803—1813 in Frauenfeld sich aufhielt, ist bekannt.

Gehen wir auf Dr. Scherb zurück nach der vielleicht mehr als nothwendig ausgedehnten Abschweifung! Der Briefwechsel zwischen Dr. Rahn und Dr. Scherb und die in demselben angeführten Beispiele von 11 Personen, die der letztere magnetisierte, zeigen uns zur genüge, daß Scherb nicht der Mann war, um aus Eigennutz, Ehrsucht oder andern unlautern Motiven in ein Verfahren einzustimmen und dasselbe einzuschlagen, welches er nicht vollkommen als wahr anerkannt hätte. Zu dem Humbug, mit dem Mesmer manche Kunststücke, ich kann sie nicht anders nennen, aufführte, gewiß mit der Absicht, seine Ansichten damit praktisch zu beweisen, zu den Thorheiten des Tischrückens und Tischklopfens eines J. Kerner wäre er nie gekommen. Und wenn Scherb geirrt haben sollte, so dürfen wir mit Dr. Rahn annehmen, daß er in allen Dingen in guten Treuen gehandelt hat. Unter den 11 von Dr. Scherb Magnetisierten gelang es ihm, die Tochter seines Freundes, des Pfarrers Waser, von Engbrüstigkeit zu befreien, von der sie schon lange geplagt war, und zu magnetischem Hellsehen zu bringen. Der Zudrang der Neugierigen in den Stunden des zum voraus angezeigten magnetischen Schlafes war überallher außerordentlich groß, und viele wurden für die neue Lehre gewonnen. Der Briefwechsel, den Dr. Scherb hierüber mit Dr. Rahn in Zürich führte, darf wohl als ein Muster aufgestellt werden, wie gelehrte Männer einander behandeln sollen. So entgegengesetzt die Ansichten beider Streiter waren, sie verletzten nie die Achtung, die sie einander schuldig waren, und ihr Streit brachte in ihrer Freundschaft nicht die geringste Störung hervor. Und wenn wir von der einen Seite Rahns Gelehrsamkeit, mit der er alle Spuren von dem Gebrauche des Magnets und dem damit verbundenen Aberglauben aus den ältesten Zeiten bis auf die Geschichte der Arzneikunst seiner Zeit nachweist, bewundern müssen, ist gewiß nicht weniger achtungswert die edle Mäßigung des Dr. Scherb, wenn er am Ende erklärt, es komme hm nicht darauf an, ob der Magnetismus etwas altes oder

neues, sondern nur ob er etwas sei; auch nicht auf welche Weise er wirke, ob durch die Einbildungskraft oder durch den Nervengeist oder durch ein ganz eigenthümliches magnetisches Fluidum, sondern nur daß er wirke. Auch möchte er seinen literarischen Gegner aus Rücksicht auf die große Mühe und Zeit, welche die Behandlung erfordere, zu eigenen Versuchen nicht ermuntern: „aber, sagt er, ich frage Sie, ob Sie nicht selbst, bei allen schweren Fällen, wo Ihnen der Sitz und die Ursache der Krankheit nicht so deutlich ist, daß Sie das Gegentheil unmöglich finden, wünschten das Organum secundarium auf den Grad der Reizbarkeit und Empfindlichkeit zu bringen, daß Ihnen dadurch der wahre Sitz der Krankheit angezeigt würde?"

Scherb ist überzeugt, daß, allen Einwendungen des Herrn Dr. Rahn zuwider, eine eigene magnetische oder elektrische Materie im Körper sich finde und bei der magnetischen Behandlung von einem Körper in den andern übergehe, und stützt seine Behauptung darauf:

1. Daß, da auf die sogenannte magnetische Behandlung allemal die (in den erwähnten Beispielen) angeführten Erscheinungen sich äußern, welche in kürzerer oder längerer Zeit Genesung zur Folge haben, jene Behandlung sich als die Ursache davon ansehen lasse und diese Folgerung dadurch nicht unrichtig gemacht werde, wenn zuweilen, aber sehr selten ohne vorhergegangene Behandlung dieselben Erscheinungen eintreten.

2. Daß die Clairvoyants das Ausströmen jener Materie gesehen haben und ihm selbst dieselbe Erfahrung an der Jungfrau Waser begegnet sei, welche ebenfalls, nachdem ihre Sehkraft durch längere Behandlung allmälig wuchs, die Materie ausströmen sah, und man um so weniger daran zweifeln dürfe, da sie mit verbundenen Augen alles um sich herum sah wie andere mit offenen Augen; die Beschreibung des Ausströmens von allen Clairvoyants übereinstimmend beschrieben wird; die Annahme eines andern Erklärungsgrundes oder eines andern Stoffes z. B. des Sauerstoffes ebensoviel Schwierigkeit biete; die Clairvoyants beim Erwachen sich ebensowenig an andere Erscheinungen als

an dieses Ausströmen erinnern; die Seele in dem magnetischen Zustande in einer Art Ekstase gedacht werden kann, wodurch sie das sonst nicht Vernehmbare wahrnimmt.

3. Daß durch die Annahme einer besondern magnetischen Materie alle andern auch von den Gegnern als unzweifelhaft zugegebenen Thatsachen erklärt werden können.

Daraus glaubt er nun schließen zu dürfen: 1. daß durch die magnetische Behandlung Erscheinungen erregt werden, welche dem Aus- und Einströmen einer auf dem ganzen Erdboden sich vorfindenden Materie zugeschrieben werden müßten; 2. daß durch dieselbe wichtige, durch andere bekannte Arzneien nicht zu heilende Krankheiten geheilt werden; 3. es wäre daher zum Wohle der Menschheit wünschbar, daß durch obrigkeitliche Anstalten Fürsorge getroffen würde für die Untersuchung des wichtigen Heilmittels; 4. bis dies geschehe, verdiene jeder Privatversuch Aufmunterung und Bekanntmachung.

An der 1789 entstandenen Gesellschaft für korrespondierende Aerzte und Wundärzte nahm Scherb als Mitbegründer warmen Antheil, wurde committiertes Mitglied und entließ selten ein Circular ohne beigeschriebene Bemerkungen, lieferte auch mehrere Beiträge ins Museum der Heilkunde, welches diese Gesellschaft herausgab: so im I. Bd. drei Aufsätze, im II. Bd. Bemerkungen über die Krätze gegen die Milbentheorie, im III. Bd. Denkmal des sel. Dr. Amstein, dann in Baldingers N. Magazin für Aerzte III. Bd. 51. Stück.

Nach der Rückkehr seines Sohnes*) aus Deutschland 1794 zog er sich allmälig von der medizinischen Praxis zurück, beschränkte sich auf die Lektüre der neuesten Schriften seines sowie des belletristischen Faches und die Amtsgeschäfte seiner Altrathsstelle. Seit 1798 behandelte er gar keine Kranken mehr, ließ sich selbst ungern zu Konsultationen brauchen. Seine politischen

*) Dieser hatte 1790 die berühmte Karlsschule in Stuttgart besucht, und Amstein, ein in Hauptweil 1744 geborner Zürcher, ist in die Geschichte der Flucht Schillers verflochten.

Ansichten und seine Handlungsweise lassen sich theils aus einem von ihm geführten Journal erkennen, theils aus einem Aufsatz: Gemüthsruhe und Freudigkeit bei widrigen Begegnissen (8 Dialoge) und in der Geschichte einer Interimsregierung im Thurgau 1802. Er suchte vorzüglich die Hitz- und Brauseköpfe im Zaum zu halten, das Böse so viel als möglich abzuwenden und glaubte, es sei jedes rechtlichen Mannes Pflicht, sich anstellen und brauchen zu lassen. Er gehörte, wie er selbst sagte, zu den Stillen im Lande; die Vertheidiger der alten Regierungsformen hielten ihn hin und wieder für einen sogenannten Patrioten, und die Patrioten nannten ihn einen Aristokraten; dennoch wurde er von beiden Parteien hochgeachtet. Es wäre nun hier der Platz, seine politische Thätigkeit genauer ins Auge zu fassen; doch ist diese seine Arbeit für Bischofszell und den Kanton Thurgau eine so bedeutende gewesen, daß es ein Unrecht wäre, dieselbe in wenigen Worten hier abhandeln zu wollen, und ist wohl werth, ihr eine besondere Behandlung zu gönnen, was bei anderer Gelegenheit nicht unterbleiben soll. Als Unterstatthalter, wie als Regierungsrath hat er dem Kanton mit der größten Pflichttreue, aber nie gegen seine Ueberzeugung, alle seine Kräfte gewidmet und alle Unbilden und allen Undank, die eine solche Thätigkeit in schwierigen politischen Zeiten mit sich bringt, mit der Geduld eines Mannes getragen, der fest entschlossen ist, im Dienste für das allgemeine Wohl das Beste zu thun. Als Regierungsrath beschäftigte er sich vorzüglich im Sanitäts-, Justiz- und Polizeifache.

Da er bei zunehmender Altersschwäche Abnahme des Gedächtnisses verspürte, gab er 1807 das Entlassungsgesuch ein. Lange wollten seine Kollegen nichts davon hören, bis sie sahen, daß kein Zureden etwas helfe. Im Mai 1807 kehrte er zu seiner Gattin und zu seinen Kindern zurück, beschäftigte sich von da an mit Revidierung seiner frühern Arbeiten, mit der Lektüre religiöser und anderer neuer Schriften, machte für seinen Sohn Auszüge aus medizinischen Schriften und war überhaupt nie müßig.

Da seine Jugendfreunde Sal. Schinz, Conr. Rahn, Keller, Wolf u. a. ihm bereits entrissen waren, knüpfte er mit dem Pfarrer Tobler in Stallikon einen vorher unterbrochenen Briefwechsel wieder an, und beide Greise gefielen sich in der Mittheilung ihrer Gedanken über religiöse Gegenstände, neue Schriften u. s. w. sehr wohl. Noch an seinem letzten Abend trug er seinen Hinterlassenen auf, dem Pfarrer Tobler zu berichten, daß er ihm noch habe schreiben wollen, aber nicht mehr im Stande sei.

Immer mehr verloren sich seine Kräfte. Schon einige Wochen vor seinem Tode schob er nothwendige Briefe von einem Tag zum andern auf, weil er sich zu schwach fühlte. In der letzten Woche fiel ihm der Ring, welcher seines seligen Freundes Waser wohlgetroffenes Bildnis enthielt, vom Finger; stillschweigend legte er denselben, den er zehn Jahre nie abgelegt hatte, bei Seite. Von Brustbeschwerden befallen, ohne eigentlich bettlägerig zu sein, starb er am 28. Februar 1811.

Er war ein sehr zärtlicher Gatte gewesen, ein guter, liebreicher Vater, der alle seine Kinder und zwei Neffen, die er bei sich aufgenommen, gewissenhaft erzog, ein munterer, lebhafter und gesuchter Gesellschafter, ein treuer Freund und eifriger Beförderer alles Gemeinnützigen.

Auszug
aus dem
„Journal“ des Joh. Konrad Freyenmuth, Regierungsrath.

(Fortsetzung.)

1832.

Der erste Tag dieses Jahres gieng unter ernster Betrachtung über die Verhältnisse meines Daseins und mein Vorrücken